

Transkripte

ILSE AICHINGER: DIE GRÖßERE HOFFNUNG (1960)

1 Zum Kontext des Romans

Sprecher: Philip Scheiner

Unmittelbar nach Kriegsende schrieb Ilse Aichinger diesen autobiographisch gefärbten Stoff, der eine der sensibelsten und zugleich stärksten Schöpfungen der Nachkriegsliteratur in deutscher Sprache ist. Er erzählt aus den Schreckensjahren des Krieges unter der Nazidiktatur die Geschichte Ellens und ihre Freunde, einer Gruppe rassisch verfolgter Kinder. Für die Nationalsozialisten gilt Ellen als Halbjüdin, denn ein Elternteil, ihre in die Vereinigten Staaten ausgewanderte Mutter, ist Jüdin. Den Davidstern muss sie im Gegensatz zu ihrer Tante und ihrer Großmutter, die sich um das zurückgebliebene Kind kümmern, nicht tragen. Ellen steht verloren in der Mitte. Für die arischen Kinder ist sie zu jüdisch. Ihre jüdischen Freunde beneiden sie um die Privilegien, die ihnen durch das Tragen des Davidsterns verwehrt bleiben. Je länger der Krieg dauert, umso schwieriger wird die Situation für Ellen. Immer mehr Menschen aus ihrem Umkreis werden deportiert. In „Die größere Hoffnung“ verwandelt Ilse Aichinger das Grauen der Wirklichkeit in Sprache und Bild. Auf eine geheimnisvolle und dichterische Weise ist dem Schönen dennoch Raum im Furchtbaren gewährt. Die größere Hoffnung, wachgehalten von Lebenstrieb und Glauben, trägt Ellen über alle Verzweiflung hinweg. Wie die Protagonistin Ellen wurde auch Aichinger als Halbjüdin nicht direkt von den Nationalsozialisten verfolgt. Der jüdische Teil ihrer Familie, bei dem sie aufwuchs, lebte jedoch in ständiger Angst vor der Deportation. Als Urbild des Romans stand für Aichinger der Widerstand der „Weißen Rose“ und somit nicht die Vernichtung, sondern das, was ihr entgegengesetzt werden kann.

4 Die Weiße Rose

Sprecherin: Alexia Weiss

„Weiße Rose“ nannte sich eine von Hans Scholl und seinem studentischen Freundeskreis 1942 in München gegründete Widerstandsgruppe, die sich auf christliche und humanistische Werte berief und gegen die Diktatur des Nationalsozialismus kämpfte. Auch seine Schwester Sophie Scholl schloss sich der Bewegung an, die zum Widerstand gegen das nationalsozialistische Regime aufrief, indem sie Flugblätter verteilte, Hauswände mit Aufrufen bemalte und den Kreis von Gegnern des Nationalsozialismus deutschlandweit vergrößerte. Am 18. Februar 1943 verteilten die Studenten Flugblätter direkt an der Münchner Universität. Der Hausschlosser beobachtete sie und verriet sie an die Gestapo. Sophie und Hans Scholl sowie zwei weitere Mitglieder der Weißen Rose wurden nach der Flugblattaktion verhaftet. Nach einem dreitägigen Verhör verurteilten die Nationalsozialisten die drei zum Tode. Am 22. Februar 1943 wurden sie hingerichtet. Die „Weiße Rose“ steht bis heute für moralische Integrität, Mut, Zivilcourage und Opferbereitschaft im Einsatz für humanistisch-demokratische Ideale im Kampf gegen eine totalitäre Diktatur.

6 Ilse Aichinger: Die größere Hoffnung (1960)

Sprecherin: Eva Meier

Abschnitt 1

Wie ein großes dunkles Wappen war der Spiegel. Mitten darin stand der Stern. Ellen lachte glücklich. Sie hob sich auf die Fußspitzen und verschränkte die Arme hinter dem Kopf. Dieser wunderbare Stern, dieser Stern in der Mitte. Der Stern war dunkler als die Sonne und blasser als der Mond. Der Stern hatte große scharfe Zacken, wenn es dämmerte, wurde sein Radius undefinierbar, wie der einer fremden Handfläche. Ellen hatte ihn heimlich aus der Nähschachtel geholt und an ihr Kleid gesteckt. „Lass dir das nicht einfallen!“, hatte die Großmutter gesagt. „Sei froh, dass er dir erspart bleibt, dass du ihn nicht tragen musst

wie die anderen.“ Aber Ellen wusste es besser. Dürfen, so hieß das Wort. Dürfen. Sie seufzte tief und erleichtert. Wenn sie sich bewegte, bewegte sich auch der Stern im Spiegel. Wenn sie sprang, sprang der Stern und sie durfte sich etwas wünschen. Wenn sie zurückwich, wich der Stern mit ihr. Sie legte vor Glück die Hände an die Wangen und schloss die Augen. Der Stern blieb. Er war seit langem die geheimnisvollste Idee der geheimen Polizei gewesen. Ellen nahm den Saum ihres Rockes zwischen die Finger und drehte sich im Kreis. Sie tanzte. Feuchte Finsternis stieg aus den Ritzen der Bretter. Die Großmutter war weggegangen. Wie ein schwankendes Schiff war sie um die Ecke gebogen. Solange man sie noch sehen konnte, stand ihr Schirm wie ein schwarzes Segel gegen den nassen Wind. Unbestimmte Gerüche zogen fröstelnd durch die Gassen der Insel. Die Großmutter war weggegangen, um Näheres zu erfahren. Näheres? Ellen lächelte nachdenklich dem Stern im Spiegel zu. Die Großmutter wollte Gewissheit haben. Zwischen zwei Spiegeln. Wie ungewiss war alle Gewissheit. Gewiss war das Ungewisse und es wurde immer gewisser. Seit der Erschaffung der Welt. Einen Augenblick starrte Ellen auf die leeren, grauen Wände, die hinter ihr und dem Stern aus dem Spiegel tauchten. Sie war allein zu Hause. In den Zimmern links und rechts wohnten Fremde. Sie war allein in diesem Zimmer und dieses Zimmer war zu Hause. Sie nahm den Mantel vom Haken an der Tür. Die Großmutter konnte bald wieder heimkommen. Sie musste sich beeilen. Wie ein großes, dunkles Wappen war der Spiegel. Sie riss den Stern vom Kleid, ihre Hände zitterten. Leuchten musste man, wenn es so dunkel war und wie sollte man leuchten, wenn nicht durch den Stern. Sie ließ sich das nicht verbieten. Nicht von ihrer Großmutter und nicht von der geheimen Polizei. Rasch, mit großen ungeschickten Stichen nähte sie ihn an die linke Mantelseite. Sie saß auf dem Tisch und hielt den Kopf dicht darüber gebeugt. Dann schlüpfte sie in den Mantel, schlug die Türe hinter sich zu und rannte die Treppe hinunter. Aufatmend stand sie eine Sekunde lang unter dem Tor. Nebel hing in der Luft. Sie warf sich dem Spätherbst entgegen. Darum liebte sie ihn, ohne es zu wissen. Weil er allem ein tieferes Dunkles gab, aus dem es sich hob, wie ein Wunder. Weil er ihnen die Ahnung des Unfassbaren wieder schenkte, ihr Geheimnis dem Geheimnislosen. Weil er nicht offen und blendend zur Schau trug, wie der Frühling: „Seht ich komme“, sondern weil er sich zurückzog, wie einer, der mehr wusste. „Kommt ihr?“ Ellen kam. Sie lief durch die alten, nebligen Gassen, vorbei an Gleichgültigen und Glatten. Sie warf sich in seine verborgenen Arme. Der Stern an ihrem Mantel beflügelte sie, laut klapperten ihre Sohlen auf dem harten Pflaster. Sie lief durch die Gassen der Insel. Erst die Torte im halbhellen Schaufenster der Konditorei brachte sie zum Stehen. Die Torte war weiß und glänzend und darauf stand mit rosa Zuckerguss „Herzlichen Glückwunsch“.

7 Abschnitt 2

Die Torte war für Georg. Sie war der Friede selbst. Rötliche, gefältelte Vorhänge umgaben sie von allen Seiten wie durchschimmernde Hände. Wie oft waren sie hier gestanden und hatten gestaunt. Einmal war es eine gelbe Torte gewesen und einmal eine grüne, aber heute war sie am schönsten. Ellen stieß die Glastür auf. In der Haltung eines fremden Erobers betrat sie die Konditorei und ging mit großen Schritten auf den Ladentisch zu. „Guten Abend“, sagte die Verkäuferin abwesend, hob den Blick von den Fingernägeln und verstummte. „Herzlichen Glückwunsch“, sagte Ellen. Diese Torte möchte ich. Lang und feucht hing ihr Haar über den alten Mantel. Der Mantel war viel zu kurz und das Schottenkleid schaute zwei Handbreit darunter hervor, aber das allein hätte es nicht gemacht. Was den Ausschlag gab, war der Stern. Ruhig und hell prangte er an dem dünnen, dunkelblauen Stoff, so als wäre er überzeugt davon, dass er am Himmel stand. Ellen hatte das Geld vor sich auf den Ladentisch gelegt. Sie hatte seit Wochen gespart, sie wusste den Preis.

Die Gäste ringsum hörten zu essen auf. Die Verkäuferin stützte die dicken, roten Arme auf die silberne Kassa, ihr Blick saugte sich an dem Stern fest, sie sah nichts als den Stern. Hinter Ellen stand jemand auf. Ein Sessel wurde gegen die Wand gestoßen. „Bitte die Torte“, sagte Ellen noch einmal und schob das Geld mit zwei Fingern näher an die Kassa. Sie konnte sich diese Verzögerung nicht erklären. „Wenn sie mehr kostet“, murmelte sie unsicher, „wenn sie jetzt vielleicht mehr kostet, ich hole den Rest. Ich habe noch etwas zu Hause und ich kann mich beeilen“. Sie hob den Kopf und sah in das Gesicht der Verkäuferin. Was sie sah, war Hass. „Wenn Sie bis dahin noch offen haben“, stammelte Ellen. „Schau, dass du verschwindest!“ „Bitte“, sagte Ellen ängstlich, „Sie irren sich, Sie irren sich bestimmt. Ich will die Torte nicht geschenkt haben. Ich will sie kaufen und wenn Sie mehr kostet, so bin ich bereit, ich, ich bin bereit ...“. „Du bist nicht gefragt“, erklärte die Verkäuferin eisig. „Geh, geh jetzt, sonst lass ich dich verhaften.“ Sie löste die Arme von der Kasse und ging langsam um den Ladentisch herum. Sie kam auf Ellen zu. Ellen stand ganz still und sah ihr ins Gesicht. Sie war nicht sicher, auch wirklich wach zu sein. Sie strich sich mit der Hand über die Augen. Die Verkäuferin stand dicht vor ihr. „Geh! Hörst du nicht? Sei froh, wenn ich dich gehen lasse“. Sie schrie. Die Gäste rührten sich nicht. Ellen wandte sich hilflos nach ihnen um. In diesem Augenblick sahen alle den Stern an ihrem Mantel. Einzelne lachten höhnisch, die anderen hatten ein mitleidiges Lächeln um den Mund. Keiner half ihr. „Wenn Sie mehr kostet“, begann Ellen zum dritten Mal. Ihre Lippen zitterten. „Sie kostet mehr“, sagte einer von den Gästen. Ellen sah an sich hinab. Plötzlich wusste sie den Preis für die Torte. Sie hatte vergessen, dass die Leute mit dem Stern Geschäfte nicht betreten durften, noch weniger eine Konditorei. Der Preis für die Torte war der Stern. „Nein“, sagte Ellen, „nein, Danke“. Die Verkäuferin packte sie am Kragen, jemand stieß die Glastür auf. In der halbhellen Auslage stand die Torte. Sie war der Friede selbst. Der Stern brannte wie Feuer, er durchsengte den blauen Matrosenmantel und trieb Ellen das Blut in die Schläfen. Man hatte also zu wählen, man hatte zu wählen zwischen seinem Stern und allen übrigen Dingen. Ellen hatte die Kinder mit dem Stern benedict, Herbert, Kurt und Leon, alle ihre Freunde. Sie hatte ihre Angst nicht verstanden, aber nun saß ihr der Griff der Verkäuferin wie ein Frösteln im Nacken. Seit die Verordnung in Kraft war, hatte sie um den Stern gekämpft, aber nun brannte er wie glühendes Metall durch Kleid und Mantel bis auf die Haut. Und was sollte sie Georg sagen?

8 Abschnitt 3

Georg hatte heute Geburtstag. Die Tischplatte war nach beiden Seiten hin ausgezogen und mit einem großen, hellen Tuch bedeckt. Das Tuch hatte die Farben von Apfelblüten. Die Dame, die die Kammer neben der Küche bewohnte, hatte es Georg zu seinem Geburtstag geliehen. Georg fand es merkwürdig, zu seinem Geburtstag etwas geliehen zu bekommen. Geliehen. Der Gedanke ließ ihn nicht los. Steif und einsam saß er auf dem Ehrenplatz und erwartete seine Gäste. Er fror. Sein und seines Vaters Bett waren dicht an die Wand gerückt, um Platz zu machen. Trotzdem würden sie nicht tanzen können, wie Bibi es wünschte. Georg zog die Brauen zusammen und legte die Hände vor sich auf den Tisch. Er war traurig, seinen Gästen nicht alles bieten zu können, was sie wünschten. Unbeholfen stand der große, schwarze Kuchen inmitten der Tassen, als hätten sie ihn gegen seinen Willen zum König ausgerufen. Sie irren sich. Er war nicht aus Schokolade, er war nur schwarz. Georg saß still. Er hatte sich unsinnig auf diesen Tag gefreut. Er hatte sich ebenso unsinnig gefreut, wie damals, vor 15 Jahren seine Eltern, als sie ihn aus dem hellen Hospiz auf ihren Armen die Gasse hinab in das fallende Dunkel trugen. Georg war froh, geboren zu sein, aber noch nie war seine Freude so groß gewesen, wie in diesem Jahr. Seit Wochen war von dem Geburtstagsfest die Rede. Seit Wochen hatten sie geplant und alles miteinander besprochen. Um die Fei-

erlichkeit zu erhöhen, hatte ihm sein Vater einen dunkelgrauen Anzug geborgt, ein schmaler, lederner Riemen hielt die Hose hinauf. Der Rock war weit und doppelreihig. Von Georg Schultern fielen gelassen die Schultern seines Vaters ab. Wäre der Stern nicht gewesen, der große, gelbe Stern an dem schönen Rock. Er verdarb Georg alle Freude. Der Stern hatte die Farbe der Sonne, entlarvt war sie, die angebetete Sonne, dieses strahlende Gestirn der Kinderzeit. Wenn man die Augen zusammenkniff, bekam sie schwarze Ränder, die sich gewandt einzogen und ausbuchteten und in der Mitte stand „Jude“. Verzweifelt legte Georg die Hand darüber und nahm sie wieder weg. Schleier sanken aus dem stillen Hof durch die matten Scheiben und versuchten den Stern zu verhüllen. Die geheime Polizei hatte verboten, den Stern zu verhüllen. Die Dämmerung machte sich straffällig, wie der Mond sich straffällig machte, sooft er sein spöttisches Licht über die verdunkelte Stadt warf. Georg seufzte. Schon läuteten seine Gäste. Er sprang auf und rannte um den Tisch. „Seid ihr alle da?“ „Ellen fehlt. Vielleicht kommt sie nicht mehr. Vielleicht will sie nicht kommen, vielleicht ist es nicht gut mit uns zu verkehren“. „Das glaub ich nicht“, sagt der Georg nachdenklich. Noch immer sanken die Schleier durch die Scheiben und noch immer stand der Kuchen schwarz und unglücklich in der Mitte des Tisches. „Warte nur“, sagte Georg. „Bald kommt deine Braut. Deine Braut ist eine Torte, weiß mit rosa. Herzlichen Glückwunsch. Gleich wirst du weniger verlassen sein, mein Lieber.“ Der Kuchen schwieg. „Ellen bringt sie“, sagte Georg eindringlich. „Ellen bringt sie sicher. Ellen muss den Stern nicht tragen, weißt du. Sie stößt die Glastüre auf und legt das Geld auf den Tisch. Sie sagt: ‚Bitte die Torte‘ und sie bekommt sie. Das gibt es, das gibt es, sag ich dir. Alles bekommt man, wenn man den Stern nicht trägt.“ Bibi lachte, aber es klang nicht, als lachte sie wirklich. Die anderen saßen rundherum und versuchten vergeblich, sich in dem leisen und unbeteiligten Tonfall der Erwachsenen zu unterhalten, als hörten sie nicht das Weinen aus dem Zimmer nebenan, und als hätten sie keine Angst.

ALEXIA WEISS: JUDE IST KEIN SCHIMPFWORT (2021) 10 Das Israel-Dilemma

Sprecherin: Alexia Weiss

Als in Österreich lebende Jüdin bin ich nicht verantwortlich dafür, was in Israel politisch passiert. Ich bin nicht verantwortlich dafür, dass Palästinenserinnen und Palästinenser bei Checkpoints überlange Wartezeiten in Kauf nehmen müssen. Ich bin auch nicht dafür verantwortlich, wenn Vertreterinnen und Vertreter der jüdischen Siedlerbewegung in einer TV-Doku extremistische Ansichten äußern. Ich will weder vorgehalten bekommen, dass mutmaßliche Terroristen oft „neutralisiert“ – also gleich erschossen – werden, noch dass alle Israelis Palästinenserinnen und Palästinenser unterdrücken. Warum? Ich bin österreichische Staatsbürgerin, österreichische Jüdin, vor allem aber: Ich bin nicht wahlberechtigt in Israel.

Auf der anderen Seite poste ich auf Facebook, wenn etwas in Israel passiert. Das kann eine Schreckensnachricht sein, wie etwa, dass wieder einmal zahlreiche Raketen in Richtung Israel abgeschossen werden. Das kann, wie während der Corona-Krise, ein Bericht übersteigende Infektionszahlen sein. Das kann aber auch eine Meldung über einen wissenschaftlichen Durchbruch sein, zum Beispiel in der Krebsforschung.

Daraus ergibt sich ein Dilemma. Wenn man das Bedürfnis verspürt, auf seinen Social-Media-Kanälen Nachrichten aus Israel zu verbreiten, auch aus einem Gefühl heraus, hier ein bisschen Bewusstseinsarbeit zu leisten, Öffentlichkeit zu schaffen, Informationen, die es nicht in heimische Medien schaffen, zu verbreiten und dabei auch durchaus positive Akzente zu setzen, dann kann es auf der anderen Seite nicht überraschen, wenn man von Nichtjüdinnen und Nichtjuden den Spiegel vorgehalten bekommt, etwa wenn diese einem dann jene Nachrichten

aus Jerusalem, Hebron, der Westbank unter die Nase reiben, mit denen man sich eben nicht identifiziert. Warum haftet dem Zuschauen solcher Medienberichte dann allerdings immer eine Prise Schadenfreude an? Dieser Nachgeschmack, der sagt: „Der oder dem hab ich's jetzt aber wieder gezeigt.“

Niemand, der in Österreich lebt, kann nur annähernd nachvollziehen, wie sich die Lebensrealität in Israel anfühlt. Jederzeit kann einen da das Smartphone mittels Alarmmeldungen darüber informieren, dass Raketen abgeschossen wurden. Ja, das Raketenabwehrsystem Iron Dome fängt sie zumeist ab. Dennoch werden schon kleine Kinder trainiert, wie sie sich im Fall des Falles zu verhalten haben. Menschen suchen, wenn der Alarm losgeht, beispielsweise Schutz in fensterlosen Räumen wie Stiegenhäusern. Es ist nicht so, dass Israelis deshalb große Angst verspüren. Es gehört zur Normalität. Man kennt solche Situationen, man weiß, wie zu handeln ist.

Aber dennoch macht das etwas mit Menschen, was wohl in Österreich los wäre, wenn plötzlich im Burgenland oder in Kärnten oder in Vorarlberg in Grenznähe Raketen einschlagen würden? Zwei, drei, fünf, zehn fünfzig kurz hintereinander? Ja, wir befinden uns in einer völlig anderen geopolitischen Situation. Was mir dabei wichtig ist: Man soll nicht über Lebensumstände und daraus resultierende Entscheidungen urteilen, wenn man diese nicht annähernd kennt oder nachvollziehen kann.

Und daher fühlt man sich als europäische Jüdin oder europäischer Jude dazu bemüht, auf Dinge, die in Israel passieren, hinzuweisen, einfach aus dem Gefühl heraus: Wenn wir es nicht tun, tut es niemand. Dann wird vielleicht in heimischen Medien über den Raketenanschlag berichtet, meist aber in der Form, dass der darauffolgende Gegenschlag Israels im Mittelpunkt steht. Und der vorangegangene Raketenangriff erst gegen Ende der Meldung vorkommt. Oft ist dann von einem „Vergeltungsschlag“ die Rede. Vergeltung: Mit diesem Begriff ist das Urteil aber auch schon gesprochen.

Wenn sich also bei solchen Angriffen Jüdinnen und Juden in der Diaspora nicht solidarisch zeigen, dann steht der Staat Israel ziemlich alleine da (man denke nur an die seit Jahren einseitig gestalteten UNO-Berichte, wenn es um Menschenrechtsverletzungen weltweit geht). Das löst aber das beschriebene Spannungsfeld nicht auf. So bleibt das Gefühl: Wie man es macht, macht man es falsch. Schweigt man zu Israel, lässt man die Israelis ein Stück weit im Stich. Thematisiert man dagegen eben beispielsweise Raketenangriffe oder Messerattentate, wird einem sofort das Leid der Palästinenserinnen und Palästinenser serviert. Und dieses Leid gibt es. Weil beim Nahostkonflikt eben nicht alles schwarz und weiß ist, sondern es viele Graustufen und viele Wahrheiten gibt.

Eine der Wahrheiten dabei ist, dass Palästinenserinnen und Palästinenser auch unter ihrer eigenen politischen Führung zu leiden haben. Eine andere Wahrheit ist, dass es seitens Israels viel humanitäre Unterstützung gibt, etwa wenn ein krankes Kind operiert werden muss. Und eine dritte, dass es in Israel selbst ein gutes Zusammenleben von Jüdinnen und Juden, Christinnen und Christen und Musliminnen sowie Muslimen gibt. Das zeigt sich etwa, wenn zu Jom Kippur christliche und muslimische Sanitäterinnen und Sanitäter alle Schichten im Rettungsdienst übernehmen, damit ihre jüdischen Kolleginnen und Kollegen ihren höchsten Feiertag halten können. Man muss sie aber auch sehen wollen, diese anderen Geschichten und Realitäten.

15 „Dass man Menschen von der Falschheit ihrer Weltsicht überzeugt, gelingt selten“

Sprecher: Thomas Miedler

Interviewerin: Alexia Weiss

Sprecherin (Ingrid Brodnig): Christina Sidak

Wenn es zu kriegerischen Handlungen zwischen Gaza und Israel kommt, tobt auch im Netz der Antisemitismus. Vor allem Social

Media befördern dann jede Menge Hass. Hier wird die Kampagne der Hamas im Schneeballsystem in die Welt befördert. Das wiederum führt zu Judenfeindlichkeit auch im realen Leben. Digitalexpertin Ingrid Brodnig erklärt, wie Soziale Medien oft funktionieren und wie man dennoch versuchen kann, der Online-Propaganda der Hamas etwas entgegenzusetzen. Das Gespräch, erschienen in der Januarausgabe der Zeitschrift WINA, führte Alexia Weiss.

WINA: Der 7. Oktober 2023 ist eine Zäsur: Da ist einerseits dieses massive Massaker der Hamas, bei dem mehr als 1.400 Kinder, Jugendliche und Erwachsene in Israel ermordet wurden. Da hat die Hamas aber andererseits auch das Netz mit Videos dieser von ihr verübten Gräueltaten geflutet. Was ist denn da die Strategie dahinter?

Ingrid Brodnig: Wir erleben schon seit ein paar Jahren, dass Terrororganisationen Social Media nutzen, um den Terror noch präsenter zu machen, um Angst und Schrecken bei ihren Feinden auszulösen und ihre Feinde zu erniedrigen. Dieses Material der Hamas dient also dazu, Juden und Jüdinnen zu erniedrigen. Gleichzeitig versucht die Hamas, mit Aufnahmen vor allem getöteter palästinensischer Kinder Sympathie auszulösen. Eigentlich ist das ein eklatanter Widerspruch, einerseits online Terror zu säen, die eigenen Gräueltaten stolz vorzuführen und gleichzeitig ziviles Leid zu beklagen. Das Grässliche ist, egal wo man auf dieser Welt lebt, man ein bisschen Spielball dieser Medienstrategie ist, bei der es einerseits darum geht, Menschen Angst einzujagen und gleichzeitig Sympathie auszulösen. Das Krasse ist, dass diese Strategie der Hamas ziemlich gut funktioniert.

Warum funktioniert das aber?

Diese Bilder voller Gewalt passen leider sehr gut zur Logik der Social-Media-Unternehmen. Inhalte, die emotionalisieren, die zum Beispiel Wut oder Angst auslösen, haben eine höhere Wahrscheinlichkeit für Viralität – solche Beiträge werden also zum Beispiel eher weitergeleitet. Und je nachdem, wie der Algorithmus eines sozialen Mediums gebaut ist, können zum Beispiel die Verweildauer bei einem Video oder auch das Kommentieren und Teilen Faktoren sein, dass dieses Video mehr Leuten eingeblendet wird. Das führt zu dem Problem, das Terrororganisationen, die mit sehr grafischem Material arbeiten, so spektakuläre und auch erschütternde Bilder liefern, dass Menschen diese Videos länger ansehen, sie vielleicht auch weiterleiten, weil sie darüber sprechen möchten, was wiederum als Signal gewertet werden kann, dass das wichtig ist. Hinzu kommt, dass es uns Menschen schwerfallen kann, bei schrecklichen Bildern wegzuschauen. Und es scheint so zu sein, dass manche Algorithmen so funktionieren, dass man dann noch mehr solches Material bekommt.

Social-Media-Plattformen werden ja aber vor allem von Kindern und Jugendlichen stark genutzt. Für alle Menschen, aber besonders für Kinder kann es traumatisch sein, Aufnahmen von Morden zu sehen. Welche Social-Media-Kanäle sind denn hier besonders gefährlich?

Leider kann man derzeit auf jeder Plattform sehr viel Antisemitismus und vielen Gewaltvideos begegnen. Allerdings gibt es Plattformen, die besonders negativ hervorstechen, das sind X (vormals Twitter) und TikTok. TikTok ist deshalb so problematisch, weil ein extrem junges Publikum erreicht wird und dort sehr viele schockierende Bilder verbreitet werden, die oft verletzte oder getötete Kinder zeigen. Kinder und Jugendliche verbringen sehr viel Zeit auf TikTok, und die Gefahr ist, dass sie dann dort so etwas eingeblendet bekommen. Außerdem gibt es da auch das Autoplay-Problem – ein Video beginnt sich von selbst abzuspielen, und ich kann es nicht ausschalten. X ist hier vor allem problematisch, weil es die Verifizierung aufgehoben hat. Früher konnte man zum Beispiel den Hashtag „Israel“ eingeben, und schnell fand man Accounts mit blauem Haken, die zum Beispiel verifizierte Seiten von Journalisten oder Abgeordneten aus der Region waren. Und dann konnte ich rasch erkennen, ah, das ist

ein Kriegsreporter, der von dort und dort berichtet. Inzwischen kann man diesen blauen Haken kaufen, und solche Accounts verbreiten zum Teil auch Falschmeldungen. Twitter war früher ein nützliches Tool, in einer kritischen Phase schnell verifizierte Kanäle zu finden. Dieser Nutzen ist nun weg, und das in eine der schlimmsten Phasen, die wir generell erleben. Die momentane Situation nach den Ereignissen vom 7. Oktober ist schrecklich, aber Social Media intensivieren das noch einmal.

Wie können Eltern hier reagieren?

Wenn man weiß, dass gerade eine Phase ist, in der sehr viele Hasskommentare und sehr viel grafisches Material verbreitet werden, empfehle ich, sich prophylaktisch mit dem Kind oder Jugendlichen einzusetzen und zunächst allgemein über die Weltsituation zu reden – und auch die Settings der Plattform zu kontrollieren. Zum Beispiel kann man auf TikTok gewisse Begriffe sperren, sodass Videos mit dem jeweiligen Wort nicht im Feed landen. Das kann man tatsächlich abfangen. Zusätzlich geht es darum, das, was auf Social Media gepostet wird, einzuordnen und zu erklären und zu betonen, dass soziale Medien das Schlimmste in der Welt nochmals sichtbarer machen und dass man in solchen Phasen damit rechnen muss, dass besonders grauenvolle Bilder kursieren. Und dann muss man auch überlegen, ob man in so einer Phase nicht auf manche Kanäle für eine gewisse Zeit ganz verzichtet. Das wollen Jugendliche allerdings oft nicht, weil ihr Leben so stark auf Social Media stattfindet.

Dabei kann es dann auch zu antisemitischen Beschimpfungen von jüdischen Kindern und Jugendlichen kommen. Wie können Eltern hier ihren Kindern helfen?

Wichtig finde ich, solche Dinge zu melden. Wir brauchen das, damit das Thema auch ernst genommen wird. Dieses Unrecht muss aufgezeigt und dokumentiert werden. Das Wichtigste ist aber, dass Kinder und Jugendliche damit nicht allein bleiben und sich mit Vertrauenspersonen – etwa der Familie – austauschen können, die ihnen den Rücken stärken. Ich kenne selbst Erwachsene, an denen es nagt, wenn sie beleidigt werden. Darum ist Solidarität von anderen wichtig. Es gibt aber dann auch den Punkt, wo man von diesen Angriffen Abstand nehmen muss. Die Gefahr ist, dass Menschen, die im Netz schwere Beleidigungen erleben, sich das immer und immer wieder durchlesen, weil es sie so kümmert. So bekommen sie aber keinen Abstand. In solchen Fällen ist es zum Beispiel eine Idee, dass die eigenen Eltern oder eine gute Schulfreundin oder ein Freund, denen ich vertraue, eine Woche meine Seite betreut. Diese können dann auch Screenshots von neuen beleidigenden Inhalten an eine Meldestelle weiterleiten oder juristische Schritte einleiten, sodass die betroffene Person freigespielt wird. Dieses auch gedankliche Freispiel ist wichtig, damit man gedanklich nicht mehr nur an diesem Antisemitismus festhängt. Damit schränkt man auch die Macht ein, die diese Hater über einen haben. Und grundsätzlich empfiehlt es sich, dass Eltern sich gemeinsam mit ihren Kindern die Privatsphäre-Einstellungen ihrer Social-Media-Kanäle genau ansehen. Diese sollten möglichst wenige private Informationen für Dritte zugänglich machen. Also manches kann man auch mit den technischen Settings abfangen.

Wie groß ist andererseits die Gefahr, dass Jugendliche von Inhalten auf Social Media so radikalisiert werden, dass sie in Rage geraten und dann zum Beispiel tatsächlich tätliche Angriffe begehen?

Es gibt dazu keine genauen Zahlen. Man kann also nicht sagen, wie die prozentuale Wahrscheinlichkeit ist, dass die physische Gewalt steigt, wenn die Anzahl von Hasskommentaren und Gräueltvideos steigt. Anekdotisch sehen wir aber immer wieder, dass durch aggressiv geführte Debatten Einzelne zur Tat schreiten. Ein Beispiel dafür ist das Attentat in Halle im Jahr 2019. Es gibt dann eben immer wieder Menschen, die hier einen übermächtigen Feind sehen, gegen den man sich wehren muss, und

extreme Gewalt dabei als adäquates Mittel sehen. Und da macht mir derzeit die Darstellung von Israel als übermächtig Sorge.

Sind Einrichtungen wie Schulen ausreichend darauf vorbereitet, hier ausgleichend zu wirken?

Ich bekomme viele Nachrichten von Lehrern und Lehrerinnen, die mich fragen, ob ich in ihre Schule kommen kann, oder nach Materialien fragen. Sie sind einerseits engagiert, fühlen sich andererseits aber auch überfordert. Und das ist ein schlechtes Signal. Wenn sich Lehrkräfte überfordert fühlen, besteht bei manchen die Gefahr, dass sie das Thema vermeiden. Und es gibt auch Schulen, an denen allen bewusst ist, dass es ein riesiges Thema ist, wo aber Lehrpersonen Angst haben, dass sie nicht tief genug informiert darüber sprechen können und dann lieber gar nicht darüber reden. Dann gibt es wieder Schulen, wo sehr viel gemacht wird. Das Problem, das ich sehe, ist, dass es hier keine einheitliche Qualitätssicherung gibt – im Umgang mit akuten Krisensituationen generell und im Umgang mit Antisemitismus und Aufklärung über Antisemitismus im Speziellen. Ein reflektierter Umgang mit Social Media wäre gerade in Krisenzeiten aber wichtig. Und da käme der Schule eine wichtige Rolle zu.

Social Media sind in Phasen wie jener nach dem Massaker vom 7. Oktober auch Kampfplätze, die dann aber eben auch Auswirkungen auf die reale Welt haben. Der Antisemitismus im Netz wird zu Antisemitismus auf der Straße. In solchen Zeiten scheinen dann alle Bemühungen, wie sie etwa in der Nationalen Strategie gegen Antisemitismus verankert wurden, vergeblich. Warum ist das so?

Der Antisemitismus war für einen Teil der Bevölkerung unsichtbar, aber er war da. Leute, die sich nicht gezielt damit befassen, können das lange ausblenden. Aber Krisen führen das wieder zutage, da sind dann alle antisemitischen Verschwörungsmythen wieder da. Ich würde auch empfehlen, nicht so stark eine gedankliche Grenze zwischen online und offline zu ziehen: Was wir online erleben, welche Mythen wir dort hören, das wirkt sich auch auf die generelle Weltsicht von Menschen aus. Deshalb gibt es die Gefahr, dass sich dann ein Teil des Online-Antisemitismus auf der Straße entlädt, sei es mit Transparenten, sei es mit Gewalt. Darüber hinaus gibt es auch in unserer Gesellschaft unterschiedliche Gruppen von Menschen, die ein Interesse daran haben, Antisemitismus am Leben zu halten, und für sie ist so eine Phase wie jetzt eine gute Gelegenheit.

Viele Juden und Jüdinnen sagen dann: Wir wollen da auch im Netz etwas dagegenhalten. Was ist dabei zu beachten?

Zunächst: Jeder und jede muss für sich selbst entscheiden, ob man sich das antun will. Wenn man online diskutiert, sollte man seine Erwartungshaltung jedenfalls herunterschrauben. Dass man Menschen von der Falschheit ihrer Weltsicht überzeugt, gelingt selten. Was könnte man also Sinnvolles machen? Ein realistisches Ziel kann sein, Menschen, die hin- und hergerissen sind, zu adressieren, etwa indem man, wenn eine antisemitische Falschmeldung verbreitet wird, darauf hinweist, dass es sich um eine Falschmeldung handelt. Das kann man tun, indem man einen Link zu einer Faktencheck-Seite darunter postet. Es geht also darum, Menschen zu erreichen, die noch offen für Informationen sind. Ich rate aber davon ab, Diskussionen gewinnen zu wollen. Mehr erreicht man, wenn man möglichst oft richtige und leicht verständliche Information hinterlässt.

Welche Seiten und Quellen können Sie hier empfehlen?

Ich finde zum Beispiel die Unterlagen der Amadeu-Antonio-Stiftung in Deutschland sehr hilfreich. Wichtig ist aber auch, immer wieder auf Zahlen hinzuweisen, etwa von Meldestellen, die Statistiken veröffentlichen, wie viele antisemitische Vorfälle es in einem bestimmten Zeitraum gab. Damit kann man das Problem nicht mehr so leicht wegwischen. Und oft erreicht man Menschen auf einer visuellen Ebene, also mit einer Grafik, eher als mit einem Textkommentar. Sehr gut sind auch die Faktencheck-Seite afp.com.